In letzter Stunde

Autor(en): **Seiler, Richard C.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1949-1950)**

Heft 15

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-668792

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

In letzter Stunde

Gleich wie den Tag zuvor und die ganze Woche zuvor hatte es von morgens bis abends wie aus Kübeln gegossen; nun war alles mit Feuchtigkeit getränkt, und wenn man im Dunkeln an einen Ast oder an einen Busch stieß, platschte ein Wasserguß zu Boden. Augenblicklich regnete es nicht, aber der Nachthimmel war verhüllt, und dichte Nebelschwaden klebten an den Hängen.

„Finster wie in einem Kuhbach", keuchte Ferdinand, als er einmal sich verschnaufend anhielt und nach Wegmarken suchte. Ringsum wuchsen düstere Bäume; der rötliche Fächer der erlöschenden Taschenlampe ließ gerade noch ihre Stimme erkennen, die, von einer dünnen Wasserhaut bedeckt, das Licht gespenstisch widerspiegelten. Ferdinand lachte über sich, weil er laut dachte; aber er hatte zur Abwechslung etwas anderes hören wollen als das Quietschen seiner Schuhe im morastigen, aufgeweichten Boden und als das Gestrappel der Tropfen, das Gurgeln und Klingeln unzähliger Rinnsale und das Seufzen des Windes in den Baumkronen. Er hatte einfach Angst, obwohl er über seine Schwäche spottete. Wo er sich befand, wußte er zwar ungefähr, nämlich zu seinem „Maiensäß" oben auf der Alp unterwegs. Doch hatte er den gewohnten Pfad schon lange verloren, als er einem besonders sumpfigen Loch auswich, und nun war er unschlüssig, welche Richtung er zunächst einschlagen sollte. Wohin er schaute, stieg der Wald mäßig steil an, wie wenn er die überall vorhandenen Steilhänge und Flühe absichtlich zu verbergen trachtete.

Ferdinand stapfte fürbaß, seine in Dreckklumpen verwandelten Schuhe rutschten fortwährend ab, und er fiel zuweilen auf die Hände, die zu ebensolchen Dreckklumpen wurden. Die Lampe hatte er eingesteckt, ihr Licht taugte ohnehin nicht mehr viel, und jetzt war es ihm zuwider, mit den schmutzigen Händen in die Tasche zu langen. So stolperte er dahin, immer schräg aufwärts, in der Richtung, die ihn die beste dünkte.

Ein fahler Schimmer erhellte die schmalen Lücken zwischen den Stämmen, das verriet eine Lichtung, und er kam wirklich nach wenigen anstrengenden Schritten ins Freie. Hier war es nicht vollständig dunkel, ein unbestimmter Schein sickerte aus dem Nebel, der jedoch nicht genügte, mehr als eine Wirrnis schwarzer, niedriger, verschwimmender Schatten zu zeigen. Immerhin und obgleich ihm auf eine seltsame Weise schwindlig ward und der Boden zu schwanken schien, atmete Ferdinand freier. Er spürte nun wieder den kühlen Wind und vernahm ein dumpfes Rauschen von weit unten, hin und wieder sogar das winselnde Gebell eines Hundes. Trotzdem er die Stimme zu erkennen meinte — es war sicher der „Bary" des Bäckers — wurde er von einem Schauder erfaßt. Das Gebell klang auch zu verloren, traurig und unheilverkündend.

Zum Glück erfaßte er im Nu, welche Stelle er erreicht hatte: die große Runse, die hoch oben am Berg beginnt und bis vors Dorf reicht. Falls er sich nicht täuschte, mußte er nach zweihundert Metern an den Bach kommen, und wenn er diesem nachstieg, mußte er zum Steg gelangen und so den Pfad wieder finden. Er zweifelte noch einige bange Minuten und befühlte die Schatten, welche ihn umringten, während des Vorantastens. An den Blättern erkannte er Erlen- und Haselstauden, und dies verscheuchte seine Bedenken, denn solche Büsche gediehen nur in der Runse. Nun konnte er sich nicht mehr verirren. Dafür mußte er höllisch aufpassen, weil das Gelände mit treppenartigen Felsstufen durchsetzt war.

„Ruhig, Ferdinand!" ermahnte er sich, abermals laut, die Stimme tönte wie durch Watte an sein Ohr. Die Augen in die Finsternis bohrend, unablässig rutschend und gleitend strebte er weiter. Die Runse kannte er ja wie seine Hosentasche und hatte sie hundertmal und zu jeder Jahreszeit begangen, freilich auf dem Pfade. Gierig spähte er nach den Wegmarken, die in seinem Gedächtnis hafteten. Aus diesem Herde von geduckten Sträuchern — man hatte sie zum Schutze gegen Lawinen angepflanzt — ragten drei oder vier Tännchen heraus, und sofern er auf eines davon traf, fand er sich mit geschlossenen Augen zurecht.

Doch kein Baum kam in Sicht, nichts als nie-

drige Gebilde säumten die Strecke, welche er stetsfort abgleitend dahineilte. Schon rauschte der Bach ganz nahe, da war ihm, er sehe unmittelbar vor sich, vermutlich jenseits des Bettes, etwas Dunkles, Spitzes in die grauschwarze Nebelwand ragen. Er schaute genauer hin: es war unzweifelhaft eine Tanne, und zwar vom Steg aus gesehen, die oberste, die, welche satt am Bachrand aus einem Trümmerhaufen sproß. Er stieß einen Freudenpfiff aus. Gerettet! Was jetzt zu tun blieb, war ein Kinderspiel.

Er machte eine Vierteldrehung und spürte mit dem Fuß nach einer geeigneten Aufstiegstelle; doch nun befiel ihn das befremdende Gefühl, der Schatten in seinem linken Augenwinkel sei verrutscht worden. „Ist mir denn schwindlig?" fragte er sich laut und lachte ungläubig. Sofort verging ihm das Lachen: der Schatten bewegte sich wirklich. Langsam, unmerklich langsam rückte er bergauf.

Ferdinand stand wie versteinert, den Blick starr auf die Tanne gerichtet, die langsam, ganz langsam aufwärts kroch. Das konnte nicht sein, das war undenkbar! Nie, in deinem Leben nie siehst du einen Baum einen Hang hinaufspazieren! Ausgeschlossen! Aber etwas ist denkbar — Ferdinands Herz stockte — nämlich daß du auf einem Gelände bist, das gemächlich bergabgleitet. Du merkst es erst, wenn dein Auge auf einem Punkt ruht, der diese Bewegung nicht mitmacht.

Vielleicht eine Minute verweilte Ferdinand mit hämmernden Schläfen, tausend Dinge wirbelten durch sein Gehirn: der sinntflutartige Regen und der morastige Boden; das seltsam unsichere Gefühl, dem er beim Betreten der Lichtung unterlegen war; seine Schuhe, die immerfort abglitten, und der Schatten, der wie von einer Zauberkraft aufwärts gezogen wurde und bereits zu verdämmern begann. Dann wandte er sich und rannte in langen Sätzen den Anstiegweg zurück. Wieder im Tannenwald, drehte er nach rechts ins Tal hinab, „Der Berg kommt, die ganze Runse ist in Bewegung. Flüchtet!" konnte er in der Wirtschaft noch rufen, ehe er ohnmächtig zusammenbrach.

Der Bergrutsch erfolgte erst gegen Morgen. Man sah nichts, es gab bloß ein dumpfes Knacken, als die Erdmassen das Gebälk der leeren Häuser zerdrückten. Ferdinand stand mit vielen andern auf einer Anhöhe, neben ihm stand der zitternde Bary und heulte kläglich.

Richard C. Seiler

KULTURGESCHICHTLICHES

Aus dem Geschichtsbuche der Tulpe

Wiederum ist die leider stets nur kurze Zeit gekommen, da insonderheit der Städter sich in seinen Gärten und Anlagen an den unerhört farbenreichen Teppichen der Tulpenbeete erfreut und im Zweifel darüber ist, was er mehr bewundern soll: die Pflanze an sich oder die Geduld und Hingabe der Züchter, deren Kunst er dieses flammende Farbenspiel verdankt. In der Tat, wir möchten die Tulpe nicht mehr missen. Sie wurde uns zum Symbol dafür, dass, wenn sie ihre Kelche öffnet, der Winter sich verzogen und die schöne Jahreszeit ihren Anfang genommen, den Vorhang aufgezogen hat.

Und doch gab es einmal eine Zeit, da die Tulpe in Europa noch unbekannt war, eine sehr verständliche Tatsache, wenn wir erfahren, dass ihre Heimat die östlich des Kaspischen Meeres und südlich des Aralsees gelegenen Steppen sind, also etwa das Gebiet des heutigen russischen Zentralasiens und nördlichen Persien. Von dorther stammen aber auch die Türken, von wo sie, durch Einfälle mongolischer Völker vertrieben, nach dem Westen aufbrachen, sich in Kleinasien festsetzten und später, im 14. und 15. Jahrhundert, nach Europa vordrangen, dessen ganze Kulturentwicklung eine Zeitlang in Frage stellend.